

Insgesamt lässt sich der Wert dieses voluminösen Doppelbandes wohl kaum zu hoch veranschlagen. Die Fülle an Informationen, die ausführliche Behandlung von in der Literatur unterbelichteten Autoren und Strömungen, aber auch die profunden Referate der klassisch gewordenen Philosophie machen diesen Band des neuen *Grundrisses* sicherlich zu einem Standardwerk für die nächsten Jahrzehnte und als bio-bibliographisches Handbuch zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für alle,

die sich mit der Geschichte der Philosophie beschäftigen. Dass mit dieser Publikation nicht nur dem ursprünglichen Anliegen Friedrich Ueberwegs, ein Handbuch für Philosophie-Studierende bereitzustellen, Genüge getan wird, sondern auch der Fachphilosoph vielfache Belehrung erwarten kann, ist sicher im Sinne des ersten Herausgebers.

Tobias Bender (Siegen)
 sekretariat@philosophie.uni-siegen.de

Karl Homann, Sollen und Können. Grenzen und Bedingungen der Individualmoral, Wien: Ibero, 288 S., ISBN 3-850-52336-5.

Karl Homann ist vor allem als Wirtschaftsethiker bekannt. Er war der erste Inhaber eines wirtschaftsethischen Lehrstuhls in Deutschland und gilt als einer derjenigen Autoren, die sein Fach im deutschen Sprachraum maßgeblich geprägt haben. Dabei hat Homann seinen wirtschaftsethischen Theorieentwurf nie als eine schlichte Anwendung ethischer Grundsätze auf Fragen des Wirtschaftens verstanden. Vielmehr begreift er ihn als allgemeinen ethischen Ansatz mit ökonomischer Methode. Im Rahmen dieses Ansatzes soll die abendländische Moral ökonomisch rekonstruiert werden, um sie so unter den Bedingungen moderner Gesellschaften mit institutionalisiertem marktwirtschaftlichem Wettbewerb überlebensfähig zu machen. Mit seiner neuen Monographie *Sollen und Können* (SK) stellt Karl Homann dieses Grundmodell einem weiteren Leserkreis vor. Er will sein Buch also nicht als einen neuen Beitrag zur Wirtschaftsethik-Debatte verstanden wissen, sondern als allgemeinen philosophischen Ethikentwurf. Die Argumentation, die Homann in SK vorstellt, soll im Folgenden selektiv zusammengefasst und kritisch gewürdigt werden.

Homanns Fragestellung lautet: Wie kann Moral unter Bedingungen institutionalisierten Wettbewerbs zur Geltung gebracht werden (50 ff.)? Problematisch ist dabei aus Homanns Sicht, dass Wettbewerb Moral ausbeutbar macht. Wer sich moralische Beschränkungen auferlege, falle gegenüber weniger moralischen Konkurrenten zurück. So würde bspw. ein Unternehmen, das zusätzliche Kosten in Kauf nimmt, um die Umwelt zu schützen, längerfristig aus dem Markt ausscheiden. Daher komme es unter Wettbewerbsbedingungen zu einer schrittweisen „Erosion der Moral“ (51).

Die These der Moralerosion unter Wettbewerbsbedingungen belegt Homann durch Rückführung des Wettbewerbs auf seine logische Struk-

tur. Hierbei handelt es sich um das mittlerweile auch unter Ethikern bekannte spieltheoretische Gefangenendilemma (GD). In einem GD laufen interagierende Individuen immer Gefahr, dass ihr kooperatives Verhalten vom anderen ausgebeutet wird. Deswegen führe sie die Logik der Interaktion in die „soziale Falle“ (74), was Homann anhand empirischer Beispiele illustriert. Allerdings begreift er das GD nicht als empirisches Modell. Wie die Fallgesetze Galileis, die sich aufgrund wechselnder Randbedingungen empirisch nie in Reinform beobachten ließen, lägen reine GD-Strukturen empirisch nie vor, da es immer zusätzliche Verhaltensdeterminanten gebe. Dennoch könne das GD die Problemstruktur von Interaktionen abbilden, indem es – analog zu den Fallgesetzen – die maßgeblichen Triebkräfte dahinter freilegt.

Aus der Diagnose des Grundproblems und seiner spieltheoretischen Analyse leitet Homann Schlussfolgerungen für die Ethik ab (91 ff.). Naheliegender wäre der Gedanke, den Wettbewerb zum Schutz der Moral abzuschaffen. Aber dafür plädiert Homann nicht. Denn Wettbewerb setze nicht nur die Moral des Einzelnen unter Druck. Er rege auch zu Leistung, Innovation und effizienter Ressourcennutzung an, wovon alle Vorteile haben. Eine prinzipielle Abschaffung des Wettbewerbs zum Schutz der Moral kommt daher für Homann nicht in Frage. Stattdessen plädiert er für eine zweistufige Ethik. Sie lässt Wettbewerb zu, stellt ihn aber unter sanktionsbewehrte Regeln. Eine Ordnungsethik, die den Inhalt dieser Regeln erarbeitet, soll Moralverstöße verteuern, moralisches Verhalten anreizkompatibel machen und den moralisch Handelnden vor Ausbeutung schützen. Sie flankiert damit die Individualmoral und stellt sicher, dass der Einzelne das, was er tun *soll*, auch tun *kann*. Dabei unterscheidet Homann, angeregt durch Hobbes, zwischen verschiedenen Graden normativer Geltung. Mora-

lische Regeln, die nicht sanktionsbewehrt festgeschrieben sind, gälten allenfalls *in foro interno* und damit nur eingeschränkt. Sie verpflichteten uns zu dem Wunsch, dass sie gelten mögen. Aber erst ihre anreizkompatible Implementierung gebe ihnen den höheren Geltungsstatus *in foro externo*, der uns auch dazu verpflichtet, sie einzuhalten. Diese Flankierung von Individualethik durch Ordnungsethik widerspricht dem traditionellen Ethikverständnis und verlangt, wie Homann anmerkt, Individualethik neu zu denken. Die moralischen Probleme moderner Gesellschaften, so Homann, könnten nicht durch individualethische Vorschriften, Appelle und moralische Empörung angegangen werden, sondern seien systematisch auf der Ebene der Rahmenordnung zu lösen.

Nach der Darstellung des Grundrisses einer Ethik für moderne Gesellschaften widmet sich Homann einem stilisierten Standardmodell, an dem sich Ethikansätze seines Erachtens üblicherweise orientieren. Im Mittelpunkt des Modells stehe die Vorstellung, dass sich Ethik auf praktische Fragen anwenden lasse, wobei die Funktionszusammenhänge moderner Gesellschaften und insbesondere das Problem des Wettbewerbs ignoriert werden könnten. Entsprechend komme man zu der Ansicht, moralische Probleme ließen sich lösen, indem man dem Einzelnen gute Gründe für moralisches Verhalten nahebringe. Homann kritisiert dies vor dem Hintergrund vorangegangener Überlegungen. Eine Ethik, die so ansetze, müsse an der Realisierung moralischer Regeln in modernen Gesellschaften scheitern. Sie begehe einen „normativistischen Kurzschluss“ (182), wenn sie sich in Interaktionssituationen des Typs Gefangenendilemma – d. h. bei Vorliegen marktwirtschaftlicher Wettbewerbszwänge – an den Einzelnen wende und moralisches Handeln fordere. Eine solche Ethik sei nicht nur unrealistisch, sondern versündige sich auch noch an dem Grundsatz, dass jedes Sollen ein Können voraussetzt.

Zwar kritisiert Homann, wie die Ethik des Standardmodells mit dem Problem der Implementierung des moralischen Sollens umgeht. Aber er kann ihr dennoch etwas abgewinnen, solange sie sich auf die Ausforschung des moralisch Wünschenswerten *in foro interno* konzentriert und keine hastigen Schlüsse hinsichtlich dessen normativer Geltung *in foro externo* zieht. An dieser Stelle schlägt Homanns wissenschaftstheoretisches Verständnis durch, das er als „gemäßigten Konstruktivismus“ (40) bezeichnet. Die Wissenschaften – und dazu zählt auch die Ethik – trafen nie Aussagen über die Realität als ganze, sondern betrachteten sie immer selektiv, d. h. aus dem Blickwinkel einer

bestimmten Fragestellung. Er stuft die klassische Individualethik, die das Sollen erforscht, und die Ethik mit ökonomischer Methode, die sich auf die Implementierung des Sollens kapriziert, daher als komplementäre Unternehmungen ein und schlägt eine Integration vor. Im Rahmen dieser Integration kommen der traditionellen Ethik vor allem zwei Funktionen zu. Die erste Funktion ist eine heuristische Individualethik. Diese, so Homann, solle regulative Ideen für die Ordnungsethik formulieren (z. B. die Idee der Solidarität), die es überhaupt ermöglichen, empirische Situationen als moralische Probleme zu erkennen und dem Diskurs über Regeln eine Richtung zu geben. Die zweite Aufgabe der Individualethik ergibt sich für Homann aus der Beobachtung, dass empirische Regelsysteme immer Lücken haben, die dem Einzelnen Spielräume lassen. Auch hier müsse die Individualethik ansetzen, indem sie zeige, wie diese Spielräume zu nutzen seien. Mit Luhmann gesprochen komme ihr die Funktion einer „Reststeuerung“ (139) zu.

Mit SK hat Karl Homann ein beachtliches Werk vorgelegt, das in vielerlei Hinsicht lobenswert ist. Es stellt in wünschenswerter Klarheit einen unkonventionellen Ethikansatz vor, der das Gespräch mit den Wissenschaften und insbesondere mit der Ökonomik sucht. Damit liegt Homann nicht nur im Bereich der Ethik, sondern auch, was die Philosophie als ganze angeht, ‚im Trend‘. Seit Anfang des letzten Jahrzehnts versuchen experimentelle Philosophen zunehmend empirisch-wissenschaftliche Methoden in der philosophischen Forschung zu etablieren.¹ Aber auch diejenigen, die sich für die klassischen Fragen der Ethik interessieren, werden bei Homann fündig. Auf die alte Frage des Moralskeptikers ‚Warum moralisch sein?‘ bietet er z. B. eine schlüssige Antwort an: ‚Weil es Dir Vorteile bringt‘.

Bei allem Lob drängen sich jedoch kritische Rückfragen auf. Homann antizipiert dies. Ihm ist insbesondere bewusst, dass seine „Überlegungen etliche Zumutungen für das intuitive Verständnis der Moral“ (92) beinhalten. Tatsächlich muss sich Homann die Frage gefallen lassen, ob es nicht zu viele sind. Auch wenn allgemein akzeptiert ist, dass die Ethik kritisch zu unserer Alltagsmoral Stellung nehmen soll, läuft eine Ethik, die zu viel davon preisgibt, Gefahr unplausibel zu werden.² Bedenken lassen sich etwa im Hinblick auf Homanns Moralbegriff anmelden, was abschließend exemplarisch geschildert werden soll.

Homann glaubt, das GD bilde „die grundlegende Problemstruktur aller Moral“ (217 f.) ab. Zwar hat er Recht, wenn er annahmt, die normative Ethik müsse sich stärker mit dem GD befassen. Wichtige

ethische Probleme, die Homann ausführlich beschreibt, lassen sich tatsächlich nur mithilfe des GD als Analyseinstrument erkennen. Aber eine Ethikkonzeption, die den Status des GD verabsolutiert, übersieht wichtige moralische Fragen. Die Frage, welcher von zwei Patienten eine Spenderinere bekommen sollte, wenn nur eine da ist, ist z.B. zweifellos eine moralische. Aber sie lässt sich nicht als GD rekonstruieren – nicht einmal als Interaktionsproblem anderer Art.³

Homann geht weiterhin davon aus, dass Moral den Zweck hat, Kooperation sicherzustellen und auf diese Weise allen Menschen ein besseres Leben zu ermöglichen. Der normative Grundsatz, der sich hinter diesem Urteil verbirgt, ist das aus der Ökonomik bekannte Pareto-Prinzip. Es besagt, dass ein sozialer Zustand A genau dann besser ist als ein anderer Zustand B, wenn jeder A gegenüber B vorzieht.⁴ Dieses Moralverständnis ist aus verschiedenen Gründen problematisch. Erstens lässt sich der oben genannte Kritikpunkt wiederholen. Manche moralischen Probleme sind nicht durch eine Besserstellung aller Beteiligten auflösbar. Das Spendernierenproblem ist nur ein Beispiel dafür. Aber selbst wenn in allen moralischen Problemen eine wechselseitige Besserstellung möglich wäre, bliebe zweitens die Frage, ob eine solche immer angestrebt werden sollte. Aus der Sozialwahltheorie ist bekannt, dass das Pareto-Prinzip mit anderen plausiblen Prinzipien logisch konfligiert. Amartya Sen zeigt bspw., dass es nicht mit einem Minimalbegriff individueller Rechte vereinbar ist.⁵ Homann müsste also zeigen, dass das Pareto-Prinzip im Konfliktfall anderen normativen Prinzipien gegenüber Vorrang hat. Das tut er nicht. Das Pareto-Prinzip ist drittens unter bestimmten Umständen für sich genommen völlig unplausibel. Stellen wir uns bspw. eine völlig ungerechte Gesellschaft vor, in der es Sklaven und Herren gibt. Die Befreiung der Sklaven ließe sich mithilfe des Pareto-Prinzips nicht rechtfertigen, wenn ihre Herren dadurch Nachteile hätten. Homann könnte an dieser Stelle einwenden, dass für eine Befreiung der Sklaven eine Besserstellung der Herren *de facto* nötig wäre, weil letztere beim Reformprozess nur dann mitwirken würden, wenn sie davon Vorteile haben. Die wechselseitige Besserstellung sei also auch aus Gründen der Realisierbarkeit zu fordern. Das mag sein. Dennoch sollte eine Ethik in der Lage sein, eine Wertung auf der normativen Ebene vorzunehmen. Diese Möglichkeit ist in Homanns Ansatz verstellt. Bei diesem handelt es sich gewissermaßen um eine nicht-ideale Theorie, der die ideale Theorie

abhandengekommen ist. Aber auch wenn man von diesen Problemen absieht, bleibt ein viertes Problem. Das Pareto-Prinzip ist bekanntermaßen indifferent gegenüber Verteilungsfragen. Wenn es verschiedene Möglichkeiten gibt, alle besser zu stellen und diese Möglichkeiten wiederum Pareto-unvergleichbar sind, dann haben wir keine Handhabe, um eine Auswahl zu treffen. Homanns Paretianismus führt also in bestimmten Fällen zu einem Indifferentismus hinsichtlich der Frage, wer welche Vorteile bekommen soll. Deswegen wäre es zumindest notwendig, Homanns Ethikkonzeption durch anspruchsvollere moralische Prinzipien zu ergänzen.⁶

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Ethikkonzeption, die Karl Homann in SK vorstellt, sich auf viele, wenn auch nicht alle, moralischen Probleme unserer Zeit produktiv anwenden lässt. Sie enthält viele interessante Einsichten und Fragestellungen, die der Ethikdebatte der kommenden Jahrzehnte wertvolle Impulse liefern werden.

Anmerkungen

¹ Für eine Diskussion dieses Unternehmens im Bereich der Ethik siehe N. Mukerji (2015), „Experimentelle Ethik“, in: J. Nida-Rümelin/I. Spiegel/M. Tiedemann, *Handbuch Philosophie – Band 2: Disziplinen und Themen*, Stuttgart.

² Vgl. J. Nida-Rümelin (2002), *Ethische Essays*, Frankfurt, 32 ff.

³ Natürlich ist nicht auszuschließen, dass man die Beschreibung dieses Falls derart anreichern kann, dass wieder ein GD herauskommt. Der springende Punkt ist jedoch, dass sich plausibler Weise nicht *jede* Beschreibung als GD rekonstruieren lässt.

⁴ Bei Homann findet das Pareto-Prinzip nicht auf soziale Zustände, sondern auf Regelsysteme Anwendung. Aber diese Unterscheidung ist hier irrelevant.

⁵ Vgl. A. Sen (1970), „The Impossibility of a Paretian Liberal“, in: *Journal of Political Economy* 78 (1), 152–157.

⁶ Ein Vorschlag dazu findet sich in N. Mukerji (2009), *Das Differenzprinzip von John Rawls und seine Realisierungsbedingungen*, Münster, sowie in L. Heider/N. Mukerji (i. Ersch.), „Rawls, Order Ethics, and Rawlsian Order Ethics“, in: C. Lütge/N. Mukerji (Hgg.), *Order Ethics – A Compendium*, Dordrecht. Hier wird das Pareto-Prinzip mit dem Rawlsschen Differenzprinzip kombiniert.

Nikil Mukerji (München)
nikil.mukerji@lmu.de